

JAMES  
PATTERSON

BLUT  
STRAFE

Weltbild

Blutstrafe

## Der Autor

James Patterson, geboren 1947, war Kreativdirektor bei einer großen amerikanischen Werbeagentur. Seine Thriller um den Kriminalpsychologen Alex Cross machten ihn zu einem der erfolgreichsten Bestsellerautoren der Welt. Auch die Romane seiner packenden Thrillerserie um Detective Lindsay Boxer und den »Women's Murder Club« erreichen regelmäßig die Spitzenplätze der internationalen Bestsellerlisten. James Patterson lebt mit seiner Familie in Palm Beach und Westchester, N.Y..

James Patterson  
und Michael Ledwidge

# Blutstrafe

Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Helmut Splinter

**Weltbild**

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel *Run for your life*  
bei Little, Brown and Company, New York

Rudolf Borchardts Übersetzung der Zeilen aus Edna St. Vincent Millays Gedicht  
»Dirge without Music« auf S. 25 entstammt dem Werk:  
Rudolf Borchardt und Edna St. Vincent Millay,  
Die Entdeckung Amerikas. Gedichte, Übertragungen, Essays.  
Herausgegeben von Gerhard Schuster.  
Mit Beiträgen von Barbara Schaff und Friedhelm Kemp.  
Lyrik Kabinett München, 2004.

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2009 by James Patterson  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by  
Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Übersetzung: Helmut Splinter  
Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München  
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Shaiith; © Halchynska Kseniia)  
Satz: DTP-Verlagsservice Apel, Wietze  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95973-825-5

2021 2020 2019 2018  
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für Kathy, Eileen und Jean*

Prolog

# Nieder mit der Staatsgewalt

In einem Bus in New York festzusitzen ist selbst unter normalen Umständen eine wahre Geduldsprobe.

Doch wenn der Bus dem Sondereinsatzkommando des New York Police Department gehört und an einer Straßensperre steht, an der man vor lauter Polizisten keinen Asphalt mehr sieht, und man nur dort ist, weil man als einziger Mensch auf der Welt in der Lage ist, ein paar Geiseln vor dem Tod zu retten, kann man seine Pläne fürs Abendessen über den Haufen werfen.

An diesem Montagabend würde ich nirgendwo hingehen. Schlimmer noch, ich würde vielleicht auch hier nicht weit kommen.

»Wo ist mein Geld, Bennett?«, kam eine wütende Stimme aus meinem Kopfhörer.

In den vergangenen siebeneinhalb Stunden hatte ich Gelegenheit gehabt, diese Stimme ausgiebig kennenzulernen. Sie gehörte einem 19-jährigen Bandenführer – genannt D-Ray, mit richtigem Namen hieß er Kenneth Robinson –, der in einem dreifachen Drogenmord als Hauptverdächtiger galt. Das heißt, eigentlich war er der einzige Verdächtige. Als ihm die Polizei einige Stunden zuvor auf die Schliche gekommen war, hatte er sich in einem Haus in Harlem verschanzt, das mittlerweile von der Polizei umstellt war, und drohte, fünf Mitglieder seiner eigenen Familie umzubringen.

»Das Geld kommt, D-Ray«, antwortete ich mit sanfter



Stimme ins Mikrofon. »Ich habe dir doch schon gesagt, dass ich Wells Fargo veranlasst habe, einen Geldtransporter von Brooklyn herzuschicken. 100 000 Dollar in nicht gekennzeichneten Zwanzigern auf dem Beifahrersitz.«

»Das sagst du schon die ganze Zeit, aber ich sehe keinen Geldtransporter!«

»Es ist nicht so einfach, wie es sich anhört«, log ich. »Der Geldtransporter muss sich an die Banköffnungszeiten halten. Man kann ihn nicht einfach wie ein Taxi rufen. So viel Geld trägt keiner mit sich herum – diese Menge zusammenzubekommen ist sehr umständlich. Und der Transporter muss sich wie jedes andere Auto auch durch die überfüllten Straßen quälen.«

Geiselnahmen erfordern eine besondere Ruhe, die ich besonders gut vortäuschen kann. Wären nicht ein Dutzend uniformierte Polizisten der Spezialeinheit und der Manhattan North Task Force anwesend, könnte man denken, ich wäre Priester und nähme jemandem die Beichte ab.

In Wirklichkeit stand der Wagen von Wells Fargo bereits seit zwei Stunden draußen um die Ecke. Ich kämpfte mit allem, was ich hatte, damit D-Ray ihn nicht zu Gesicht bekam. Wenn der Wagen dieses letzte Stück bis vors Haus fuhr, hieß das, ich hatte versagt.

»Treibst du Spielchen mit mir, Bulle?«, bellte D-Ray. »Niemand treibt Spielchen mit mir. Meinst du, ich weiß nicht, dass ich sowieso schon lebenslänglich kriege? Was hätte ich zu verlieren, wenn ich noch jemanden töte?«

»Ich weiß, dass du es ernst meinst, D-Ray«, beruhigte ich ihn. »Ich ebenfalls – ich will nichts riskieren. Das Geld ist auf dem Weg. Brauchst du in der Zwischenzeit noch etwas? Noch mal eine Runde Pizza, Limo, irgendwas in der

Art? Es muss doch heiß sein da drin. Wie wär's mit Eis für deine Nichte und deinen Neffen?«

»Eis?«, schrie er mit einer Wut, die mich zusammenzucken ließ. »Du erledigst besser deine Arbeit, Bennett! Wenn ich in fünf Minuten keinen Geldtransporter sehe, wirst du erleben, wie eine Leiche über die Veranda kullert.«

Die Leitung war tot. Ich wischte mir den Schweiß aus dem Gesicht, streifte den Kopfhörer ab und trat ans Fenster des Busses. Er stand mit Blick auf D-Rays braunes Haus auf der 131st Street in der Nähe des Frederick Douglass Boulevard. Ich hob mein Fernglas und betrachtete das Küchenfenster, musste schlucken, als ich sah, dass unter einem Antirassismus-Magnet am Kühlschrank eine Kinderzeichnung und ein Bild von Maya Angelou klemmten. Seine Nichte und sein Neffe waren sechs und acht Jahre alt. Ich hatte Kinder im selben Alter.

Zuerst hatte ich gehofft, die Situation würde sich entspannen, weil seine Geiseln sein eigen Fleisch und Blut waren. Viele Verbrecher bluffen auf diese verzweifelte Weise und geben auf, bevor sie jemandem, der ihnen nahesteht, besonders kleinen Kindern, wehtun. D-Rays 83-jährige Großmutter, Miss Carol, befand sich auch im Haus. Sie war eine Institution in diesem Viertel, eine einflussreiche, angesehene Frau, die das Freizeitzentrum und den Gemeindegarten leitete. Wenn er auf jemanden hörte, dann auf Miss Carol.

Doch er hatte nicht auf sie gehört, was ein schlechtes Zeichen war. D-Ray hatte bereits seine Bereitschaft zu morden unter Beweis gestellt. Hinzu kam, dass seine Wut und sein Kontrollverlust im Verlauf der Geiselnahme zugenommen hatten. Ich war sicher, dass er sich mit Crack oder Meth oder was auch immer aufputschte. Er klam-

merte sich an seinen Fluchtplan. Den Plan zu einer Flucht, bei der er auch über Leichen gehen würde.

Ich hatte ihm beim Schmieden dieses Plans geholfen, und ich hatte mir alle mir bekannten Tricks zu Nutze gemacht, damit wir die Geiseln lebend herausholen konnten. Ich hatte versucht, eine Bindung zu ihm aufzubauen, mit ihm wie mit einem Freund zu reden, hatte ihm sogar meinen Namen genannt, doch beide Tricks funktionierten nicht.

Uns lief die Zeit davon.

Ich ließ das Fernglas sinken und schaute auf den Bereich vor dem Bus. Hinter den Absperrungen und den blinkenden Lichtern der Polizeifahrzeuge standen mehrere Übertragungswagen der Fernsehsender und vielleicht 60 oder 70 Schaulustige. Einige schaufelten aus Pappkartons chinesisches Essen in sich hinein, andere hielten ihre Fotohandys hoch, Schulkinder flitzten auf Rollern umher. Die Umstehenden wirkten ungeduldig wie Zuschauer, die enttäuscht waren, dass das Feuerwerk noch nicht begonnen hatte.

Ich wandte mich von ihnen ab, als sich Joe Hunt, der Commander vom Stadtbezirk Nord-Manhattan, in den Bürostuhl neben mir fallen ließ und einen tiefen Seufzer ausstieß.

»Hab gerade von der Sondereinheit gehört«, sagte er. »Die Scharfschützen glauben, sie hätten ihn durch ein Fenster auf der Rückseite ganz gut im Visier.«

Ich erwiderte nichts, doch Joe wusste, was ich dachte. Schweigend sah er mich mit seinen beinahe traurigen, weltverdrossenen, braunen Augen an.

»Er mag noch ein halbes Kind sein, aber wir haben es hier auch mit einem gewalttätigen Soziopathen zu tun«, fuhr er schließlich fort. »Wir müssen die Sache der tak-

tischen Einheit übergeben, damit die Geiseln da drin noch eine Chance haben. Ich rufe den Geldtransporter her. Holen Sie D-Ray noch mal ans Telefon und sagen Sie ihm, er soll ihn sich ansehen. Dann wird der Strom abgeschaltet, und die Scharfschützen erledigen ihn über ihre Nachtsichtgeräte.« Joe stemmte sich aus dem Stuhl hoch und klopfte mir grob auf die Schulter. »Tut mir leid, Mike. Sie haben mehr geleistet, als irgendjemand sonst auf der Welt es hätte tun können, aber dieser Junge weigert sich schlichtweg weiterzuleben.«

Ich fuhr mir mit den Händen durchs Haar und rieb meine müden Augen. New York gehört zu den Städten der Welt, in denen die meisten Geiselnahmen gewaltfrei gelöst werden, und ich hasste es auf den Tod, diese Statistik zu versauen. Doch gegen Hunts Logik kam ich nicht an. D-Ray unternahm nicht einmal den Versuch, sich von mir helfen – und retten – zu lassen.

Ich nickte. Wir mussten jetzt an seine Familie denken.

Joe Hunt gab per Funk durch, dass sich der Geldtransporter in Bewegung setzen sollte. Sobald er auftauchte, würde ich ein letztes Mal mit D-Ray reden.

Während wir warteten, stiegen wir aus dem Bus, um frische Luft zu schnappen.

## 2

Auf dem Weg nach draußen hörte ich den Sprechgesang einer weiteren Gruppe. Diese befand sich am anderen Ende des Straßenblocks vor einer Wohnanlage drüben auf dem Frederick Douglass Boulevard.

Mein Hirn brauchte einen Moment, um die Worte »Nieder mit der Staatsgewalt!« zu verstehen.

Hunt und ich blickten uns erstaunt an. Wir Polizisten waren hier, um das Leben ihrer Freunde und Nachbarn zu retten – einschließlich zweier Kinder der heiß geliebten Miss Carol –, und wir sollten die bösen Jungs sein? Mit was für einem Vorbild lebten die Menschen in dieser Gegend?

»Nieder mit der Staatsgewalt! Nieder mit der Staatsgewalt!« Das Dröhnen näherte sich, während ich ängstlich nach dem Geldtransporter Ausschau hielt.

*Ein Vorbild!*, rief mein Hirn zurück.

Wie aus dem Nichts verbanden sich diese beiden Gedanken.

»Halten Sie den Transporter zurück, Chief!«, brüllte ich Hunt an. Ich rannte in den Bus zurück und setzte mir den Kopfhörer auf. Mit einem Nicken bedeutete ich einem Techniker, mich wieder mit dem braunen Haus zu verbinden.

»D-Ray, hier ist Mike Bennett«, meldete ich mich. »Du hast zwei Minuten, Bulle!« Er schäumte förmlich vor Wut.

»Hey, hey«, versuchte ich ihn zu beruhigen. »Hör mal auf die Menge da draußen. Sie feuern dich an. Du bist ihr Held.«

»Was soll jetzt wieder dieser Quatsch, Bennett?«

»Das ist kein Quatsch, D-Ray. Mach das Fenster auf und hör hin. Du glaubst, du hättest nichts mehr, wofür es sich zu leben lohnt, aber da irrst du dich.«

Alle Polizisten und Techniker unterbrachen ihre Arbeit und blickten zum braunen Haus hinüber. Nach sehr langen 30 Sekunden wurde eines der Schiebefenster ein paar Zentimeter angehoben. D-Ray konnten wir nicht sehen –

er befand sich daneben oder darunter –, doch er war da und lauschte.

»Hörst du das?«, fragte ich ihn. »Nieder mit der Staatsgewalt. Sie reden mit dir, D-Ray. Sie halten dich für einen harten Knochen, weil du uns aufhältst. Und nicht nur das. Weißt du, was mir eine der alten Gemeindefreundinnen deiner Großmutter erzählt hat? Du hast dieser Gegend einen großen Dienst erwiesen, indem du die Drew-Bande mit ihrem Drogenhandel und ihrer Gewalt vertrieben hast. Die Menschen hassten sie, fühlten sich von ihnen terrorisiert, und du hast sie niedergemacht.«

»O Mann! Meinst du das ernst?« Zum ersten Mal klang D-Ray wie das, was er war: ein verängstigter, verwirrter 19-jähriger Junge.

»Ich meine es verdammt ernst, und mir geht es genauso wie ihnen«, antwortete ich. Das war wieder eine unverschämte Lüge, doch ich würde ihm sowohl die George-Washington- als auch die Brooklyn-Brücke verkaufen, wenn ich damit Leben retten könnte.

Die Mannschaft im Bus starrte mich an. Ich fuhr mit dem Ärmel über mein verschwitztes Gesicht und ging das nächste Risiko ein.

»Jetzt hast du genau zwei Möglichkeiten, die Sache durchzuziehen, D-Ray«, erklärte ich. »Du kannst deine Geiseln behalten und versuchen, mit dem Geld zu verschwinden. Aber du wirst nicht weit kommen, das weißt du. Wahrscheinlich wirst du getötet, vielleicht müssen auch deine Großmutter und die Kinder dran glauben. Oder du kannst wie der Held aufstehen, für den dich diese Leute halten, und alle freilassen.«

D-Ray legte plötzlich auf. Ich hatte das Gefühl, mein Herz bliebe genauso stehen wie die Zeit.

»D-Ray!«, rief ich. »D-Ray, melde dich, verdammt!«

Die Leitung blieb stumm. Ich riss den Kopfhörer herunter und stürmte aus dem Bus in die kühle, dunkle Nacht.

### 3

Ich rannte auf die Absperrungen zu, angetrieben von der Angst, aus dem Innern des braunen Hauses den hohlen Knall einer Waffe und anschließend den grässlichen Aufprall eines toten Körpers zu hören, der die Verandastufen hinabgestoßen wird. Die Menge beiderseits des Straßenblocks verstummte, als spürte sie, dass dies ein entscheidender Moment war.

Langsam wurde die Haustür geöffnet. Zuerst sah ich eine große ältere Frau. Es war D-Rays Großmutter, Miss Carol, und sie kam auf ihren eigenen Beinen heraus! Besser noch war, dass sie von zwei anderen Erwachsenen – D-Rays Großtante und Großonkel – begleitet wurde. Hinter ihnen erkannte ich schemenhaft zwei kleine Gestalten, D-Rays Nichte und sein Neffe. Mein Trick hatte funktioniert. Die Geiseln lebten, und D-Ray ließ sie frei!

Endlich begann ich wieder zu atmen, stieß zischend die Luft aus und saugte frische in meine gierigen Lungen. Doch meine Freude wandelte sich in Schock, als ich sah, dass die Geiseln mit untergehakten Armen einen Kreis bildeten – einen menschlichen Schutzschild, in dessen Mitte sich D-Ray duckte.

»Erschießt meinen Jungen nicht!«, kreischte Miss Carol laut und deutlich in der plötzlichen Stille.

Welch eine surreale Situation – noch surrealer als die

Menge, die aus D-Ray einen Helden machte! Seine Geiseln beschützten ihn. Zuerst das irre Vorbild und jetzt das noch irrigere Stockholm-Syndrom.

Ich bedeutete Commander Hunt, die Heckenschützen auf den Dächern zurückzuhalten, während ich meinen Kopfhörer zurechtrückte und auf die absurde Menschenkette zuging, die sich die braunen Stufen hinunterbewegte.

»Ich bin's, D-Ray, Mike Bennett«, rief ich ihm zu. »Du tust genau das Richtige, D-Ray. Du machst jeden hier stolz auf dich. Aber jetzt muss deine Familie zur Seite treten.«

»Tun Sie ihm nichts!«, rief Miss Carol erneut. In ihren Augen schimmerten Tränen.

»Er wird bei mir sicher sein, das verspreche ich.« Ich hielt meine Hände geöffnet nach oben, um zu zeigen, dass sie leer waren. Während ich sie wieder herunternahm, wiederholte ich meine »Haltet euch zurück«-Geste in Richtung der nervösen Polizisten. »D-Ray, wenn du eine Waffe hast, wirf sie auf den Boden«, forderte ich ihn mit etwas mehr Autorität in der Stimme auf. »Es wird alles wieder gut, keine Sorge.«

Die Pause schien endlos, bevor eine flache, graue Pistole seitlich aus dem menschlichen Schutzschild auf den Bürgersteig fiel.

Sie sah aus wie eine Glock, vielleicht eine vom Kaliber .40 oder .45 mit einem Magazin für zehn bis 13 Patronen – eine Menge Tod in einem Päckchen, das kleiner war als ein Taschenbuch.

»Hast du gut gemacht, D-Ray«, lobte ich ihn. »Jetzt komme ich zu dir rein, dann gehen wir gemeinsam zum Wagen.«

Als Miss Carol und die anderen ihre Arme lösten und



sich trennten, kam ein untersetzter junger Mann zum Vorschein, der eine bis über die Knie reichende Sporthose und eine Baseballkappe trug, deren Schild er zur Seite gedreht hatte.

Dann hörte ich ein schreckliches Geräusch, das mich beinahe aus meinen Schuhen hob: ein Schuss, der von irgendwo hinter mir abgegeben worden war.

D-Ray fiel wie ein abgesägter Baum um, während seine Familie starr vor Schreck zusah.

In der nächsten Sekunde änderte sich alles. Polizisten klapperten mit schussbereiten Waffen über den Asphalt, die Schaulustigen gerieten in Panik.

»Feuer einstellen!«, rief ich und warf mich gegen Miss Carol, die den Rest ihrer Familie wie Dominosteine mit sich riss. Von dort krabbelte ich auf allen vieren zu D-Ray.

Doch weder ich noch sonst jemand konnte ihm noch helfen. Genau zwischen seinen geöffneten Augen prangte ein Einschussloch, aus dem Blut sickerte.

»Das waren nicht wir, Mike! Bleib unten!«, rief Lieutenant Steve Reno von der Sondereinheit über meinen Kopfhörer.

»Wer dann?«, rief ich zurück.

»Wir glauben, der Schuss kam aus der Menge in der Nähe des Frederick Douglass Boulevard. Wir schicken schon ein Team los.«

Ein Heckenschütze aus der Menge, kein Polizist? Meine Fresse, was war denn hier los?

»Schaff einen Krankenwagen her«, wies ich Reno über Funk an. Dann erhob ich mich. Natürlich war es durchaus möglich, dass der Heckenschütze nach weiteren Zielen Ausschau hielt, doch ich konnte angesichts des Chaos, das um mich herum ausbrach, nicht einfach liegen bleiben.

Ich hatte das Gefühl, im Treibsand zu versinken. Die Menschen hatten gesehen, wie D-Ray zu Boden ging, und nahmen an, die Polizei hätte ihn erschossen. Entrüstet und mit vor Wut verzerrten Gesichtern drängten sie auf die Absperrungen zu. Andere Polizisten rannten ihnen entgegen und bezogen Stellung, um sie zurückzuhalten.

»Sie haben diesen Jungen getötet! Sie haben ihn umgebracht!«, schrie eine Frau.

Eine nach vorne preschende Gruppe stieß eine der Absperrungen um und schlug eine Polizistin nieder. Ihre Kollegen zogen sie in Sicherheit, während andere mit schwingenden Schlagstöcken herbeieilten. Ohrenbetäubendes Sirenengeheul durchschnitt die Luft, als zwei Einsatzwagen am Straßenrand hielten, um die Barriere zwischen uns und dem sich ausbreitenden Aufruhr zu verstärken.

Ich behielt die Szene im Auge, während ich, besorgt wegen weiterer Schüsse, auch die Dächer musterte. Schließlich bekam ich einen Schlag auf den Hinterkopf mit etwas, das sich anfühlte wie ein Baseballschläger mit Knöcheln. Ich wirbelte herum.

»Sie verlogenes Schwein, Sie haben meinen Jungen getötet!«, schrie Miss Carol. Sie verfolgte mich mit einer für ihr Alter und ihre Größe überraschenden Geschwindigkeit. Ich schnappte nach Luft, als sie mir ihre Faust gegen die Brust stieß.

»Nein, der Schuss kam nicht von uns«, krächzte ich, doch sie holte bereits zu einem Schwinger aus, der mir die Sternchen vor den Augen tanzen lassen würde. Ich konnte mich gerade noch darunter hinweg ducken, wurde aber sogleich von D-Rays ausgemergeltem Onkel am Revers gepackt, der versuchte, mir eine Kopfnuss zu verpassen. Als ich mich aus seinem Griff befreite, hämmerte seine

ebenso zerbrechlich wirkende Frau mit dem Krückstock auf meine Schultern ein. Ich hatte in meinem Leben schon ein paar Schläge einstecken müssen, doch diese Groteske brach alle Rekorde.

Während ich hektisch zurückwich, bemerkte ich, dass die Scheinwerfer der Fernsehkameras nicht mehr auf die Menge gerichtet waren, sondern neugierig aufzeichneten, wie ich von der geriatrischen Fraktion den Hintern ver-sohlt bekam. Dies feuerte die Menschen noch mehr an, die beiderseits der Straße die Barrikaden einrissen und über die Einsatzwagen der Polizei kletterten. Ein paar Uniformierte eilten zu meiner Rettung herbei und drängten die Angreifer zur Seite. Joe Hunt packte meinen Arm und trat mit mir den Rückzug zu unserem Bus an.

»Ruft Verstärkung!«, rief er. »Holt die Zwei-fünf, die Zwei-sechs und die Drei-null. Also alle, und zwar gestern!«

Aus der Ferne hörte ich bereits, wie mit heulenden Sirenen die Verstärkung näher kam.

Erster Teil

# Der Lehrer

Es ging bereits auf drei Uhr morgens zu, als ich mich endlich mit Hilfe eines Uniformierten, der mir noch einen Gefallen schuldete, aus Harlem fortschleichen konnte.

Während wir uns durch das Wirrwarr aus Übertragungswagen, Barrikaden und Polizisten in voller Montur schlängelten, hatten wir immer noch nicht den leisesten Schimmer, wer D-Ray getötet hatte.

Jede Pattsituation, die mit dem Tod eines Beteiligten endet, ist schlimm genug, doch mit dieser grotesken Erschießung wurden die schlimmsten Albträume des NYPD wahr. Egal, mit wie vielen Beweisen wir belegten, dass die Polizei keine Schuld traf, es sah einfach danach aus, als hätte einer von uns geschossen. Die Demagogen, die Verschwörungstheoretiker und ihre vielen Freunde bei den New Yorker Medien hatten ihren großen Tag.

Und als reichte das alles nicht schon aus, um mich eine ganze Packung Magentabletten schlucken zu lassen, warteten am nächsten Tag Berge von Berichten und anderem Papierkram auf mich. Eine weitere Tracht Prügel von D-Rays Großmutter wäre mir lieber gewesen.

Als mich der Polizist vor meinem Wohnhaus in der West End Avenue absetzte, war ich so erschöpft vor Übermüdung, Anspannung und Sorge über das, was vor mir lag, dass ich eher zur Tür taumelte als schritt. Ich sehnte mich nach ein paar Stunden friedvollen Schlafs wie ein verdurstender Mensch nach dem ersten Schritt in eine

Oase, nachdem er tagelang durch die Wüste gerobbt ist.

Doch die Oase erwies sich als Fata Morgana. Gleich als Erstes schien Ralph, der dominikanische Portier, sauer zu sein, weil ich ihn wecken musste. Ich mochte Ralph, doch ich war nicht in der Stimmung für engstirniges Verhalten, was ich ihm mit meinem Blick deutlich machte.

»Wenn Sie jemals Ihre Stelle wechseln wollen, Ralph, lassen Sie es mich einfach wissen«, sagte ich.

Er senkte reumütig den Blick. »Harte Nacht, Mr Bennett?«

»Sie werden morgen in der *New York Times* darüber lesen.«

Als ich endlich die dunkle Wohnung betrat, empfand ich das Knirschen der Malstifte und des Polly-Pocket-Schutts unter meinen Füßen wie einen Willkommensgruß. Ich kratzte noch genügend Energie zusammen, um meine Dienstwaffe und die Munition im Waffentresor im Flurschrank zu verstauen. Anschließend brach ich völlig erledigt auf einem der Barhocker an der Küchentheke zusammen.

Wäre meine Frau Maeve noch hier, stünde sie jetzt genau hier am Herd und reichte mir eine kalte Flasche Bier, während etwas Wunderbares – Hähnchenflügel oder Cheeseburger – vor sich hinbrutzelte. Mit göttlicher Polizistengattinnenweisheit wüsste sie, dass das einzige Allheilmittel für die grausige Realität auf der Straße Fett, kaltes Bier, eine Dusche und ein Bett waren, in dem sie wärmend neben mir lag.

Ein seltsamer Moment der Klarheit bohrte sich in meinen müden Kopf, als mir bewusst wurde, dass sie nicht nur meine große Liebe gewesen war, sondern mich gera-

dezu am Leben erhalten hatte. In Nächten wie dieser, den wirklich üblen, hatte sie stundenlang zugehört, wenn ich reden musste, und mich verstanden, wenn ich es selbst nicht tat.

Im Moment sehnte ich mich nach nichts mehr als nach ihren Fingern, die meinen Nacken streichelten, während sie sagte, ich hätte mein Bestes getan. Und dass man manchmal nichts tun könne. Ich würde ihre Hüfte mit meinen Händen umfassen, und mit ihrem Zauber würden all meine Zweifel, meine Schuldgefühle und meine Anspannung verschwinden.

Maeve war mittlerweile fast ein Jahr tot, und die ganze Zeit über hatte ich keinen Weg gefunden, damit zurechtzukommen – nur neue Wege, sie zu vermissen.

Einmal war ich zur Beerdigung eines Mordopfers gegangen. Seine Mutter hatte ein Gedicht von Edna St. Vincent Millay zitiert. Wie ein Lied schwebte es mir in letzter Zeit durch den Kopf.

*Nieder, nieder, nieder in das Dunkel des Grabes gehen sie, die Schönen, die Zärtlichen, die Guten ... Ich weiß. Doch ich billige es nicht. Ich kann und will mich nicht abfinden damit.*

Ich weiß nicht, wie lange ich noch ohne dich weiterleben kann, Maeve, dachte ich. Mein Kopf sank nach vorn, auf meine Unterarme.

Ich zuckte aber sofort wieder zurück, als ich merkte, dass meine linke Hand auf etwas Klebrigem lag. Ich untersuchte das Zeug, schnüffelte daran und kostete es schließlich: Traubengelee. Nur vom Feinsten, doch leider klebte es nicht nur an meiner Hand, sondern auch am Jackenärmel.

Ohne dich zu leben ist nicht das Einzige, was nicht geht,

sagte ich Maeve, während ich mich auf meine müden Beine stellte und nach einem Papiertuch suchte.

Wie werde ich mich jemals so gut um die Kinder kümmern, wie du es getan hast?

## 2

Stimmt, ich war eine hoffnungslose Niete, was den Haushalt betraf. Ich fand nicht einmal ein Papiertuch.

Ich wusch das Gelee so gut mit Wasser ab, wie ich konnte, und hängte die Anzugjacke in einen Schrank zu einigen anderen Kleidungsstücken, die auf ihren Ausflug in die Reinigung warteten. Mein Glück schien sich zu wenden, als ich einen Blick in den Kühlschrank warf. Auf einem mit Zellophan abgedeckten Teller warteten überbackene Makkaroni, und in der Getränkeschublade fand ich unter einem halb vollen Karton Capri Sonne eine Dose kaltes Bier. Ich brachte die Mikrowelle zum Brummen und ließ gerade die silberne Büchse knacken, als ein haarsträubendes Geräusch aus dem Innern meiner Wohnung drang – eine Art heulendes Stöhnen, gefolgt von einem schauderhaften Plätschern. Dann das Gleiche noch einmal, nur in einer anderen Tonlage.

Als ich langsam mein noch unberührtes Bier sinken ließ, ereilte mich einer jener lichten Momente, von denen ich bereits gelesen hatte. Obwohl mein Bewusstsein nicht sicher war, woher dieses Geräusch stammte, warnte mich mein Instinkt, dass es sich um eine Gefahr handelte, vor der jeder gesunde Mensch fliehen würde.

Gegen mein besseres Wissen stolperte ich den Flur



entlang. Als ich um die Ecke spähte, erblickte ich einen Lichtstreifen unter der Tür des hinteren Badezimmers. Auf Zehenspitzen schlich ich näher und drehte langsam den Knauf.

Sprachlos vor Schreck blieb ich wie angewurzelt stehen. Mit meinem Instinkt hatte ich alles andere als falsch gelegen. Ich hätte fliehen sollen, als sich mir noch die Gelegenheit bot.

Nicht eins, nicht zwei, sondern drei meiner Kinder übergaben sich mit geschossartiger Geschwindigkeit in die Badewanne. Wie eine Szene aus *Der Exorzist* in dreifacher Ausfertigung. Ich schreckte zurück, als Ricky, Bridget und Chrissy erneut ihren Mageninhalt nach draußen schleuderten.

Ein Würgegeräusch gab das andere, als versuchten die drei, einen Kanon zu kotzen oder den Vesuv, den Krakatau und den St. Helens in einem musikalischen Reigen erklingen zu lassen.

Bevor ich mich wieder fing, beging ich den Fehler, durch die Nase zu atmen. Mein Magen kam gefährlich ins Schlingern. Ich dankte dem Himmel, dass ich keine Möglichkeit gehabt hatte, während der Belagerung in Harlem etwas zu essen oder mich über die Makkaroni herzumachen. Andernfalls hätte meine Wenigkeit höchstpersönlich mit einer vierten Eruption in den Chor eingestimmt.

Mary Catherine, das irische Kindermädchen, kniete neben den Kindern. Ihre blonden Locken hüpfen unter dem Stirnband, während sie energisch die Hinterlassenschaften der Kinder beseitigte. Weise, wie sie war, hatte sie sich ellbogenlange Gummihandschuhe übergestreift und über ihr Gesicht ein weiteres Stirnband gezogen, doch ihren Augen, die gewöhnlich leuchtend blau, jetzt aber blass und

feucht waren, sah ich an, dass sie genauso erschöpft war wie ich.

Sie winkte mir kurz zu, bevor sie das Stirnband abzog. »Mike, weißt du noch, dass ich dir heute Morgen gesagt habe, Chrissy sei leicht grün im Gesicht?«

Ich nickte stumm, während ich immer noch versuchte, den Umfang und die Auswirkungen der Katastrophe einzuschätzen.

»Ich glaube, die Grippe, die in der Schule grassiert, ist auch hier angekommen«, fuhr Mary Catherine fort. »Bereut eure Sünden, wir wurden von der Plage heimgesucht.«

Ich bekreuzigte mich feierlich in dem Versuch, auf ihren Witz einzugehen, um die Situation für uns beide erträglicher zu machen.

Doch dank meiner wachsenden Nervosität war ich eigentlich nicht zum Scherzen aufgelegt. Angesichts des sich mir bietenden Bildes schien tatsächlich eine Plage auf uns herniedergekommen.

»Ich übernehme, Mary.« Ich nahm ihr den Mopp ab. »Du bist offiziell vom Dienst befreit.«

»Dem muss ich entschieden widersprechen«, entgegnete sie entrüstet. »Das Tylenol liegt im Schrank über der Spüle, aber der Hustensaft geht uns aus, und ...«

»Und es reicht«, unterbrach ich sie und deutete in Richtung der Treppe zu ihrem Apartment, dem ehemaligen Dienstbotenbereich. »Ich kann keine weiteren Patienten gebrauchen, die versorgt werden müssen.«

»Ach! Und woher nimmst du die Sicherheit, du würdest nicht krank werden?« Sie verschränkte ihre Arme in halsstarrer Loyalität, deren Zeuge ich bereits öfter gewesen war. »Weil du ein großer, harter Bulle bist?«

Ich seufzte. »Nein, weil ich keine Zeit dazu habe. Geh

ein bisschen schlafen, dann kannst du morgen früh wieder übernehmen. Das ist das, was ich brauche.«

Sie geriet ins Wanken, bevor sie mir ein erschöpftes, aber liebes Lächeln schenkte.

»Du machst hier niemandem was vor«, gab sich Mary Catherine geschlagen. »Aber okay.«

### 3

Ich stöhnte gemeinsam mit den Kindern, als sich die Tür hinter Mary Catherine schloss.

Es ist ja nicht so, dass ich meine Kinder nicht liebe. Das tue ich wirklich. Aber ich bin der Hüter der Art von Nachkommen, wegen derer Mutter Teresa bei den Ärzten Kliniken putzen und um Medikamente betteln ging.

Wie wär's mit einer Auflistung der Bennetts? Juliana, 13; Brian, zwölf; Jane, elf; Ricky, zehn; Eddie, neun; die Zwillinge Fiona und Bridget, acht; Trent, sechs; Shawna, fünf; und Chrissy, vier. Insgesamt zehn, aufgeteilt in: zwei Latinos, zwei Schwarze, zwei Asiaten, der Rest weiß. Alle sind adoptiert. Sehr beeindruckend, ich weiß. Nicht viele Familien können eine multinationale Baseball-Mannschaft plus Ersatzspieler stellen.

Es war ursprünglich vor allem Maeves Idee gewesen. Wir nahmen ihre »verirrten Engel«, wie sie unsere Bande nannte, bei uns auf, lange bevor Brangelina mitmischten. Wie hätten wir den Albtraum vorhersehen können, dass sie im Alter von 38 Jahren einem Krebsleiden erliegen würde?

Zum Glück war ich nicht ganz allein. Mary Catherine